MANN IM SPIEGEL

Journal der Männerarbeit der EKBO
Seelsorge - Erwachsenenbildung - Gemeindeaufbau
November 2026 bis Januar 2027



Was für Pfarrer / Pfarrerinnen wünschen sich Gemeinden?

Inhalt

Grußwort	2
Andachten zu den Monatslosungen	5
Jahreslosung 2027	7
Gedanke zu einer Bibelarbeit über einen Hirten Gottes	14
Kirchengeschichtlicher Abriss: Vom Gemeindeleiter zum Pfarrer	19
Was erwartet eine Gemeinde vom Pfarrpersonal	22
Fiat pastor, ut grex valeat – A. Fuhrmeister	27
Termine	27
Männerspaziergang	29
Die Bücherkiste	30
Kurzkrimi „Pfarrperson gesucht!“ - Kommissar Vogel ermittelt	32
Kontakte	35
Hoffnungsgeschichte	36

Liebe Brüder und Herren, liebe Leser von „Mann im Spiegel“,
viele von Euch / Ihnen haben über Jahrzehnte erlebt, was es bedeutet, eine Gemeinde zu haben: einen Ort, an dem man im Gottesdienst zur Ruhe kommt, an dem die Bibel ausgelegt wird, an dem Menschen einander begegnen und an dem die großen Fragen des Lebens ihren Platz haben. Sie haben Pfarrerinnen und Pfarrer erlebt, die Menschen getauft, Paare getraut, Verstorbene bestattet und Familien in schwierigen Zeiten begleitet haben. Manche von ihnen sind Ihnen persönlich nahegekommen, andere haben Sie vielleicht auch kritisch gesehen. Aber sie alle standen für ein Amt, mit dem sich bestimmte Erwartungen verbanden.
Man erwartete von einem solchen Menschen, dass er die Bibel kennt, die christliche Botschaft verständlich verkündigt und in theologischen Fragen Orientierung geben kann. Man erwartete, dass er zuhört, seelsorgerlich begleitet und im richtigen Augenblick die richtigen Worte findet. Man erwartete Präsenz – nicht nur am Sonntag auf der Kanzel, sondern auch im Alltag der Gemeinde. Und nicht zuletzt erwartete man, dass er seinen Glauben glaubwürdig lebt.
Diese Erwartungen waren nie ganz leicht zu erfüllen. Doch lange Zeit schien selbstverständlich, dass eine Gemeinde ihren Pfarrer hatte und dass junge

Menschen Theologie studierten, um später selbst eine solche Aufgabe zu übernehmen.
Heute ist vieles anders. Die evangelische Kirche verliert an gesellschaftlicher Selbstverständlichkeit, die Zahl ihrer Mitglieder sinkt, Gemeinden werden zusammengelegt, und vielerorts wird es schwieriger, genügend Menschen für den Pfarrdienst zu gewinnen. Auch die Zahl derer, die ein Theologiestudium aufnehmen, wird die Möglichkeiten kirchlicher Arbeit mitbestimmen. Pfarrerinnen und Pfarrer werden künftig womöglich für mehrere Gemeinden zugleich zuständig sein. Sie werden stärker auswählen müssen, wo ihre persönliche Anwesenheit möglich ist, und manche Aufgaben werden andere Haupt- oder eher Ehrenamtliche übernehmen.
Was bedeutet das für uns als Gemeindeglieder? Müssen wir unsere Erwartungen zurückschrauben? Müssen wir uns damit abfinden, dass weniger Zeit für Gespräche bleibt, dass vertraute Angebote verschwinden oder dass wir unsere Gemeinde seltener durch eine Pfarrerin oder einen Pfarrer persönlich vertreten sehen?
Vielleicht müssen wir zunächst genauer fragen, was wir eigentlich erwarten dürfen – und was *wir selbst* zum Leben unserer Gemeinde beitragen können. Denn bei allen Veränderungen bleibt der Kern des Pfarramtes derselbe: die christliche Botschaft zu verkündigen, Menschen in ihrem Glauben zu stärken, Trost zu spenden und Hoffnung wachzuhalten. Dafür braucht es theologische Bildung, geistliche Überzeugung und menschliche Zugewandtheit. Es braucht Menschen, die nicht nur organisieren, verwalten und Termine koordinieren, sondern die von der Sache des Evangeliums etwas verstehen und sich von ihr tragen lassen.
Gleichzeitig wird sich manches verändern müssen. Vielleicht werden wir uns daran gewöhnen, dass nicht jede Gemeinde alle Angebote jederzeit vorhalten kann. Vielleicht werden wir stärker darauf achten müssen, welche Aufgaben tatsächlich eine Pfarrerin oder einen Pfarrer erfordern und wo andere Gemeindeglieder Verantwortung übernehmen können. Und vielleicht werden wir neu entdecken, dass eine Gemeinde nicht allein durch die Person im Talar lebt, sondern durch alle, die ihren Glauben miteinander teilen und füreinander einstehen.
Das bedeutet allerdings nicht, dass wir beliebig bescheiden werden sollten. Wer weniger Pfarrerinnen und Pfarrer zur Verfügung hat, darf trotzdem auf

eine fundierte Predigt, auf seelsorgerliche Verlässlichkeit und auf eine verantwortliche Auslegung der Heiligen Schrift hoffen. Gerade wenn die Kirche gesellschaftlich weniger Einfluss besitzt, sollte sie nicht unklarer werden in dem, was sie zu sagen hat. Sie muss nicht überall mitreden. Aber wo sie von Gott, von Schuld und Vergebung, von Leid und Hoffnung, von Sterben und Auferstehung spricht, sollte sie wissen, wovon sie spricht.

Vielleicht liegt darin eine besondere Aufgabe für die Männer, die „Mann im Spiegel" lesen: Sie haben kirchliche Veränderungen erlebt, die jüngeren Generationen oft nur noch aus Erzählungen kennen. Sie wissen, was eine Gemeinde zusammenhalten kann – und möglicherweise auch, woran sie scheitert. Ihre Erfahrungen sind wertvoll, wenn sie nicht nur der Erinnerung dienen, sondern helfen, die Zukunft zu gestalten. Gewiss, es war früher nicht alles besser, aber alles Überkommene ist auch nicht überholt. Entscheidend ist, zwischen *dem* zu unterscheiden, was sich verändern darf, und *dem*, was eine Kirche nicht preisgeben sollte.

Vielleicht werden wir künftig weniger Pfarrerinnen und Pfarrer haben. Vielleicht werden manche vertrauten Formen des Gemeindelebens nicht fortbestehen. Doch die entscheidende Frage lautet nicht allein, wie viele Pfarrstellen wir besetzen können. Sie lautet auch: Was erwarten wir von unserer Kirche, und was sind wir selbst bereit, für sie zu tun?

Eine lebendige Gemeinde braucht beides: Menschen, die das Evangelium professionell und theologisch verantwortlich verkündigen, und Menschen, die diese Botschaft im Alltag ernst nehmen. Sie braucht gute Pfarrerinnen und Pfarrer – und Gemeindeglieder, die ihnen nicht nur Erwartungen entgegenbringen, sondern sie unterstützen, ermutigen und, wo nötig, auch kritisch begleiten.

Vielleicht wird die Kirche der Zukunft kleiner sein. Aber sie muss deshalb nicht geistlich ärmer werden. Ihre Bedeutung wird sich weniger an gesellschaftlicher Reichweite messen lassen als daran, ob sie Menschen erreicht, wenn das Leben schwierig wird, ob sie verständlich von Gott spricht und ob sie Hoffnung schenkt, die über den Augenblick hinausreicht.

Dafür brauchen wir Pfarrerinnen und Pfarrer, die ihren Auftrag ernst nehmen. Und wir brauchen Gemeinden, die sich ihrer eigenen Verantwortung bewusst sind.

Ich wünsche Euch / Ihnen eine anregende Lektüre, offene Gespräche und den Mut, die Zukunft unserer Kirche weder nostalgisch zu verklären noch vorschnell abzuschreiben.

Mit herzlichen Grüßen und Gottes Segen

Euer Landesmännerpfarrer Johannes Simang

Der HERR wird Recht schaffen zwischen den Nationen und viele Völker zurechtweisen. Dann werden sie ihre Schwerter zu Pflugscharen umschmieden und ihre Lanzen zu Winzermessern. Sie erheben nicht das Schwert, Nation gegen Nation, und sie erlernen nicht mehr den Krieg.

Jesaja 2,4 - Monatsspruch November 2026

Diese Worte des Propheten Jesaja klingen wie ein Traum. Ein Traum von einer Welt, in der Menschen nicht mehr gegeneinander kämpfen, sondern miteinander leben. Waffen werden nicht mehr zur Zerstörung gebraucht, sondern zu Werkzeugen, die Leben ermöglichen und Nahrung hervorbringen.

Gerade in einer Zeit, in der wir von Kriegen, Gewalt und Hass hören, berührt uns diese Verheißung besonders. Frieden scheint manchmal so weit entfernt. Und doch stellt uns Gottes Wort diesen Frieden vor Augen: Krieg ist nicht das letzte Wort. Gott hat eine andere Zukunft für diese Welt.

Jesaja beschreibt einen Weg, auf dem Menschen ihre Waffen aus der Hand legen und lernen, Frieden zu schaffen. Vielleicht beginnt dieser Weg nicht erst zwischen Nationen, sondern mitten unter uns: Wo wir aufhören, zurückzuschlagen. Wo wir einander zuhören, statt vorschnell zu urteilen. Wo wir Vergebung wagen, statt alte Verletzungen weiterzutragen. Ein Pflug ist ein Werkzeug des Lebens. Ein Winzermesser dient dazu, etwas wachsen und Frucht bringen zu lassen. Gott möchte auch unser Leben zu einem Ort machen, an dem Frieden wachsen kann.

Die Monatslosung lädt uns deshalb ein, nicht nur auf den Frieden zu hoffen, sondern selbst Friedensstifter zu werden – in unseren Familien, am Arbeitsplatz, in der Gemeinde und überall dort, wo wir einander begegnen.

Gebet: Herr, unser Gott, wir sehnen uns nach Frieden. Schenke Frieden, wo Krieg und Gewalt herrschen. Verwandle Hass in Versöhnung und Misstrauen in Vertrauen. Zeige uns, wo wir selbst zu Friedensstiftern werden können. Lass durch unser Reden und Handeln ein Stück von deinem Frieden sichtbar werden. Amen.

„Kuh und Bärin werden zusammen weiden, ihre Jungen beieinanderliegen, und der Löwe wird Stroh fressen wie das Rind."

Andacht zur Monatslosung Dezember – Jesaja 11,7

Was für ein ungewöhnliches Bild: Tiere, die normalerweise Feinde wären, leben friedlich miteinander. Der Löwe wird nicht mehr jagen, die Jungen von Kuh und Bärin liegen beieinander. Jesaja malt uns eine Welt vor Augen, in der Angst und Gewalt nicht mehr das Leben bestimmen. Diese Vision wirkt auf den ersten Blick wie ein Märchen. Und doch steckt darin eine große Hoffnung: Gott will Frieden – einen Frieden, der tiefer geht als ein bloßes Schweigen der Waffen.

Auch wir kennen Situationen, in denen Gegensätze aufeinanderprallen. Menschen werden zu „Gegnern", Worte verletzen, Misstrauen wächst. Manchmal scheint es kaum vorstellbar, dass daraus wieder Gemeinschaft entstehen kann.

Jesajas Bild erinnert uns daran: Was für uns unmöglich aussieht, ist bei Gott nicht ausgeschlossen. Seine neue Welt beginnt vielleicht ganz klein – mit einem versöhnenden Wort, einem Schritt aufeinander zu, einem offenen Ohr oder dem Mut, einen alten Streit loszulassen.

Die Monatslosung lädt uns ein, Gottes Friedensvision nicht nur für die ferne Zukunft zu erwarten. Wir dürfen schon heute danach leben und dort, wo wir sind, kleine Zeichen dieses Friedens setzen.

Gebet: Gott, du Gott des Friedens, wir sehnen uns nach einer Welt ohne Angst und Gewalt. Schenke uns Hoffnung, wenn uns Frieden unmöglich erscheint. Hilf uns, selbst Frieden zu stiften und Brücken zu bauen. Lass durch uns etwas von deiner guten Zukunft sichtbar werden. Amen.



„Und Gott sprach: Es werde Licht! Und es ward Licht."

Andacht zur Monatslosung Januar 2027 - 1. Mose 1,3

Ein neues Jahr liegt vor uns. Noch wissen wir nicht, was es bringen wird. Manches erfüllt uns mit Vorfreude, anderes vielleicht mit Sorge oder Unsicherheit. Und mitten hinein in all das spricht Gottes Wort: „Es werde Licht!"

Am Anfang der Bibel steht nicht zuerst der Mensch mit seinen Plänen und Möglichkeiten. Gott spricht – und aus dem Dunkel entsteht Licht. Sein Wort schafft Neues. Wo vorher Orientierungslosigkeit war, beginnt ein Weg.

Auch unser Leben kennt dunkle Stunden: Fragen, die unbeantwortet bleiben, Abschiede, Ängste oder Situationen, in denen wir nicht wissen, wie es weitergehen soll. Die Jahreslosung erinnert uns daran: Wir müssen das Licht nicht selbst erschaffen. Gott kann Licht in unser Dunkel bringen.

Vielleicht bedeutet das nicht, dass plötzlich alle Probleme verschwinden. Aber Gottes Licht schenkt Orientierung, Hoffnung und die Gewissheit: Ich bin nicht allein. Christus selbst sagt später: „Ich bin das Licht der Welt." In seinem Licht dürfen wir unseren Weg gehen – Schritt für Schritt.

So können wir dieses neue Jahr beginnen: nicht mit der Erwartung, alles im Griff haben zu müssen, sondern mit Vertrauen auf den Gott, der am Anfang sprach und Licht schuf.

Gebet: Gott, unser Vater, danke für das neue Jahr. Wo es in unserem Leben dunkel ist, lass dein Licht leuchten. Schenke uns Orientierung, Hoffnung und Mut für die nächsten Schritte. Hilf uns, deinem Wort zu vertrauen und selbst zu Menschen zu werden, durch die dein Licht sichtbar wird. Amen.

Jahreslosung 2027

„Fürchte dich nicht" – Die Jahreslosung 2027 als Verheißung der Gegenwart Gottes

„Fürchte dich nicht, denn ich bin mit dir; hab keine Angst, denn ich bin dein Gott! Ich stärke dich, ich helfe dir, ich halte dich mit meiner gerechten Hand." (Jesaja 41,10)

Es gibt Sätze, die ihre Wahrheit gerade dadurch bewahren, dass sie einer Wahrheit widersprechen, die uns im ersten Augenblick überwältigt. „Fürchte dich nicht" ist ein solcher Satz. Denn Angst lässt sich nicht einfach durch einen Appell beseitigen. Wer einem Menschen in einer existenziellen Krise sagt: „Hab keine Angst!", hat womöglich recht – und verfehlt doch das

Wesen der Angst. Sie ist nicht bloß eine falsche Einstellung, die sich durch einen besseren Gedanken korrigieren ließe. Sie ist eine Grundgestimmtheit des Menschen, eine Weise, wie sich die Welt in Situationen der Bedrohung zeigt.

Gerade deshalb ist die Jahreslosung 2027 theologisch anspruchsvoller, als ihre tröstliche Oberfläche zunächst vermuten lässt. „Fürchte dich nicht" ist keine fromme Beschwichtigung. Der Satz leugnet die Bedrohung nicht, sondern verändert den Horizont, in dem sie wahrgenommen wird: „Denn ich bin mit dir." Der Grund des Nicht-Fürchtens liegt weder in der Stärke des Menschen noch in einer garantierten glücklichen Zukunft. Er liegt in der Gegenwart Gottes.

Damit berührt die Losung eine der tiefsten Fragen des Glaubens: Was trägt einen Menschen, wenn ihm das Tragende entzogen wird?

Die Angst und die Zerbrechlichkeit des Menschen

Angst gehört zur menschlichen Existenz. Sie entsteht dort, wo die Zukunft offen, die eigene Kontrolle begrenzt und das eigene Dasein bedroht ist. Der Mensch kann planen, vorsorgen und Risiken reduzieren – aber er kann die Kontingenz des Lebens nicht abschaffen.

Der Philosoph Martin Heidegger beschreibt Angst als eine Grundbefindlichkeit, in der die vertrauten Sicherheiten des Alltags brüchig werden. Während Furcht einen konkreten Gegenstand hat – etwa Krankheit, Krieg oder den Verlust des Arbeitsplatzes –, kann Angst tiefer reichen. Sie betrifft den Boden selbst, auf dem unsere Sicherheiten stehen. Plötzlich wird spürbar: Nichts ist selbstverständlich.

Auch die Bibel kennt diese Erfahrung. Die Psalmen sind voller Angst, Klage und Verlassenheitsgefühle. Der biblische Glaube nimmt den Menschen nicht aus der Wirklichkeit der Angst heraus, sondern lässt ihn gerade in ihr sprechen.

Darum darf die Jahreslosung nicht psychologisch verkürzt werden. „Fürchte dich nicht" bedeutet weder, dass ein gläubiger Mensch keine Angst haben darf, noch, dass Angst ein Zeichen mangelnden Glaubens wäre. Gerade weil die Bibel die Angst ernst nimmt, kann sie ihr eine Verheißung entgegenstellen. Der Glaube beseitigt die Angst nicht unbedingt. Aber er kann ihr einen anderen letzten Bezug geben.

„Denn ich bin mit dir" – Gottes Gegenwart als Grund des Vertrauens

Der entscheidende Satz steht nach dem Imperativ: „Denn ich bin mit dir."

Das kleine Wort „denn“ ist theologisch von größter Bedeutung. Gott fordert Furchtlosigkeit nicht als autonome Leistung des Menschen. Er begründet sie mit seiner eigenen Gegenwart. Gott offenbart sich in der biblischen Tradition nicht zuerst als abstraktes Prinzip, sondern als der Gott, der mitgeht. „Ich bin da“ – so lässt sich die elementare Bewegung dieser Verheißung verstehen. Gott ist nicht nur eine Erklärung dafür, warum überhaupt etwas existiert. Er ist der Gott, der sich auf die Geschichte des Menschen einlässt.

Die entscheidende Frage des Glaubens lautet deshalb nicht nur: „Gibt es Gott?“, sondern: „Wer ist Gott für mich in der Erfahrung meiner Endlichkeit?“ Jesaja 41,10 antwortet: Gott ist der, dessen Gegenwart den Menschen nicht verlässt. Dabei hängt Gottes Nähe nicht davon ab, ob eine Situation angenehm ist. Die Verheißung lautet nicht: „Du wirst keine Bedrohung erleben“, sondern: „Ich bin mit dir.“

Christlicher Trost besteht nicht darin, dass Gott eine problemlose Welt verspricht. Er besteht darin, dass keine problematische Welt den Menschen aus Gottes Gegenwart herausfallen lässt.

Gegen die Illusion der Kontrolle

Eine der großen Versuchungen der Gegenwart liegt in der Vorstellung, das Leben müsse vollständig kontrollierbar werden. Medizin, Technik, Versicherungen und politische Institutionen haben ungeheure Möglichkeiten geschaffen, Risiken zu reduzieren. Doch je mehr Kontrolle möglich wird, desto schmerzhafter kann die Erfahrung ihrer Grenzen sein.

Wir können unsere Zukunft planen, aber nicht garantieren. Wir können Beziehungen gestalten, aber nicht erzwingen. Wir können Gesundheit fördern, aber nicht endgültig sichern. Wir können Frieden wünschen, aber nicht allein durch unseren Wunsch herstellen. Gegen die Endlichkeit selbst können wir uns nicht absichern.

Die Jahreslosung setzt hier einen radikalen Kontrapunkt. Sie verlegt das Fundament des Vertrauens nicht in menschliche Kontrolle, sondern in göttliche Treue. Das bedeutet keinen Fatalismus. Der Mensch soll nicht passiv werden. Der zweite Teil der Verheißung widerspricht jeder religiösen Resignation: „Ich stärke dich, ich helfe dir, ich halte dich.“

Gottes Gegenwart macht den Menschen nicht handlungsunfähig, sondern handlungsfähig. Wer glaubt, von Gott gehalten zu sein, muss nicht alles selbst festhalten.

„Ich bin dein Gott" – Beziehung statt religiöser Theorie

„Ich bin dein Gott": Auch diese Formulierung verdient Aufmerksamkeit. Gott sagt nicht lediglich: „Ich bin Gott." Er spricht in der Beziehung. Das biblische „dein" bezeichnet keinen Besitzanspruch des Menschen auf Gott, sondern Gottes Bundestreue. Dieser Gott bindet sich an einen Menschen, an ein Volk und an dessen Geschichte.

Das „dein" verändert auch unser Verständnis von Identität. Der Mensch muss sich nicht vollständig aus sich selbst heraus definieren. In einer Kultur, die Selbstverwirklichung und Selbstoptimierung fordert, klingt die biblische Botschaft gegenläufig: Du bist nicht nur *das*, was du aus dir machst. Du bist auch *der*, den Gott ansieht. Das ist eine Befreiung. Wenn der Wert eines Menschen ausschließlich an Leistung, Erfolg, Attraktivität oder Einfluss hängt, wird das Leben notwendig von Angst begleitet. Hinter jedem Erfolg droht bereits der nächste Verlust. Die Gnade Gottes durchbricht diese Logik: Dein Sein geht deinem Leisten voraus.

Angst als Frage nach dem letzten Halt

Philosophisch lässt sich die Jahreslosung als Antwort auf die Frage nach dem Grund des Vertrauens lesen. Der Mensch lebt notwendig aus Vertrauen. Niemand kann alle Bedingungen seiner Existenz selbst überprüfen. Wir vertrauen darauf, dass der morgige Tag kommt, andere Menschen uns nicht grundsätzlich feindlich begegnen und die Welt nicht jederzeit vollständig aus den Fugen gerät.

Der Philosoph Søren Kierkegaard hat die existentielle Dimension dieser Unsicherheit beschrieben. Für ihn ist Angst mit der Freiheit des Menschen verbunden: Weil wir Möglichkeiten haben, können wir uns auch selbst verlieren. Wir stehen vor einer offenen Zukunft, die wir nicht vollständig beherrschen können.

Der christliche Glaube beantwortet diese Offenheit nicht mit der Behauptung, der Mensch könne seine Existenz durch genügend Wissen oder Selbstbeherrschung absichern. Er antwortet mit Vertrauen. Das bedeutet nicht Gewissheit über den Ausgang einer Situation, sondern die Überzeugung, dass die Ungewissheit nicht das Letzte ist.

Der Glaube nimmt dem Menschen die offene Zukunft nicht. Er schenkt ihm vielmehr einen Grund, sie auszuhalten.

Die paradoxe Freiheit des Glaubens

„Fürchte dich nicht" ist auch ein Satz über Freiheit.

Wer sich ausschließlich von Angst bestimmen lässt, richtet sein Handeln danach aus, möglichst jedes Risiko zu vermeiden. Er schützt sich vor dem Scheitern, indem er nichts wagt, und vor Verletzlichkeit, indem er Nähe vermeidet. So versucht er, das Leben zu sichern, und kann dabei vergessen, es zu leben.
Der Glaube setzt dieser Angst eine andere Freiheit entgegen. Wer weiß: „Ich bin gehalten", kann loslassen. Wer weiß: „Ich bin angenommen", muss sich nicht ständig beweisen. Wer weiß: „Gott ist mit mir", kann sich dem Fremden öffnen. Und wer weiß, dass sein Leben nicht ausschließlich in seiner Hand liegt, kann Verantwortung übernehmen, ohne sich selbst zum Retter seiner Welt machen zu müssen. „Fürchte dich nicht" ist daher kein Ruf zur Risikolosigkeit, sondern zur Freiheit. Der Glaube verspricht nicht, dass nichts geschehen wird, was uns erschüttert. Er verheißt, dass Erschütterung nicht mit Verlassenheit identisch ist.

Die christologische Tiefe der Verheißung

Für christliche Leserinnen und Leser gewinnt Jesaja 41,10 im Licht Jesu Christi eine besondere Tiefe. In Christus wird „Gott mit uns" nicht nur zu einer abstrakten Zusage, sondern zu einer geschichtlichen Wirklichkeit. Das Christentum bekennt, dass Gott die menschliche Existenz nicht aus sicherer Entfernung betrachtet, sondern sie selbst betritt.
Das **Kreuz** macht diese Aussage besonders provokant. Dort wird sichtbar, dass Gottes Gegenwart nicht mit äußerem Erfolg verwechselt werden darf. Der Gekreuzigte ist der Leidende, der Verwundete und der Verlassene. Gerade dort setzt der christliche Glaube Gottes Gegenwart an. Damit verändert sich das Verständnis von „Fürchte dich nicht" grundlegend. Es heißt nicht: „Du wirst vom Leid verschont." Es heißt vielmehr: Auch im Leid ist Gott nicht notwendig abwesend. Die christliche Hoffnung ist deshalb keine naive Hoffnung. Sie geht durch Karfreitag hindurch auf Ostern zu.

„Ich halte dich" – eine Theologie der Abhängigkeit

Besonders stark ist das Bild am Ende des Verses: „Ich halte dich mit meiner gerechten Hand." Eine Hand kann führen, schützen, aufrichten und tragen. Zugleich erinnert sie daran, dass der Mensch nicht alles allein kann. Das ist in einer Kultur der Autonomie eine herausfordernde Botschaft.
Menschliches Leben beginnt mit radikaler Abhängigkeit und endet häufig wieder in Abhängigkeit. Dazwischen werden wir von Eltern, Freunden, Partnern, Gemeinschaften und Institutionen getragen. Auch unsere Lebensbedingungen haben wir nicht selbst geschaffen. Autonomie ist daher immer

relativ. Die biblische Vorstellung des Gehaltenseins führt diese Einsicht weiter: Der Mensch ist nicht weniger würdig, weil er gehalten werden muss. Bedürftigkeit widerspricht seiner Würde nicht. Vielleicht wird eine Gesellschaft gerade dort menschlicher, wo sie Schwäche nicht als Versagen betrachtet. Die Hand Gottes wird *so* auch zum ethischen Bild: Wer selbst gehalten ist, kann lernen, andere zu halten.

Vom Trost zur Verantwortung

Die Jahreslosung darf nicht in bloße Innerlichkeit aufgelöst werden. „Ich bin mit dir" ist kein Rückzug in eine private religiöse Komfortzone. Wer Gottes Gegenwart glaubt, wird vielmehr in die Welt zurückgesandt.

Wenn Gott sagt: „Ich stärke dich", kann daraus die Aufgabe erwachsen, Schwache zu stärken. Wenn er sagt: „Ich helfe dir", kann daraus die Bereitschaft entstehen, anderen zu helfen. Und wenn er sagt: „Ich halte dich", kann daraus die Kraft wachsen, Menschen aufzufangen, die selbst keinen Halt finden. Der empfangene Trost wird zur ethischen Kraft.

Die Jahreslosung besitzt deshalb auch eine soziale und politische Dimension. In einer Welt, in der Angst als Machtmittel eingesetzt wird – Angst vor Fremden, vor wirtschaftlichem Abstieg, vor Krieg oder vor dem Unbekannten –, ist der christliche Glaube aufgerufen, eine Gegenkultur des Vertrauens zu entwickeln. Gemeint ist kein naives Vertrauen und keine Blindheit gegenüber dem Bösen, sondern ein Vertrauen, das sich gerade deshalb für Gerechtigkeit einsetzt, weil es nicht glaubt, alles selbst sichern zu müssen.

Eine Hoffnung jenseits der Garantie

Vielleicht liegt hier die besondere Aktualität der Jahreslosung. Wir wünschen uns Garantien für Gesundheit, Frieden, Wohlstand, Beziehungen und Zukunft. Doch keine menschliche Institution kann solche Garantien absolut geben.

Der biblische Glaube bietet eine andere Form von Gewissheit an. Er garantiert nicht den Verlauf des Lebens, sondern verheißt Gottes Treue. Das ist weniger, wenn man Sicherheit mit Kontrolle verwechselt. Es ist unendlich mehr, wenn man Sicherheit als Vertrauen versteht. Die christliche Hoffnung sagt nicht: „Ich weiß, dass mir nichts Schlimmes geschehen wird." Sie sagt: „Ich weiß nicht, <u>was</u> geschehen wird. Aber ich weiß, wem ich mich anvertrauen darf." Das ist eine bescheidenere und zugleich tiefere Form von Gewissheit.

„Fürchte dich nicht“ als Lebenshaltung

Vielleicht sollte die Jahreslosung nicht nur als Jahresmotto gelesen werden, sondern als Einladung zu einer bestimmten Lebenshaltung.

„Fürchte dich nicht“ – das heißt: Lass dich von der Angst nicht zum letzten Maßstab deines Handelns machen. „Denn ich bin mit dir“ – das heißt: Deine Zukunft ist nicht leer. „Ich bin dein Gott“ – das heißt: Du musst dein Leben nicht allein begründen. „Ich stärke dich“ – das heißt: Du darfst deine Schwäche eingestehen. „Ich helfe dir“ – das heißt: Du musst nicht alles allein bewältigen. „Ich halte dich“ – das heißt: Dein Leben ruht letztlich nicht auf deiner Fähigkeit, dich selbst festzuhalten.

So wird aus einem alten Prophetenwort eine existentielle Einladung. Die Jahreslosung 2027 fordert uns nicht dazu auf, Menschen ohne Angst zu werden. Das wäre unmenschlich. Sie lädt uns vielmehr ein, Menschen zu werden, deren Angst nicht das letzte Wort hat.

Denn der christliche Glaube kennt eine Wirklichkeit, die tiefer reicht als die Bedrohung: die Gegenwart Gottes. Vielleicht liegt darin das Geheimnis der Hoffnung: Hoffnung bedeutet nicht, dass wir die Zukunft sehen können. Hoffnung bedeutet, dass wir ihr entgegengehen können, ohne sie sehen zu müssen.

„Fürchte dich nicht“ ist kein Versprechen eines angstfreien Lebens. Es ist die Verheißung einer Gegenwart, die stärker ist als unsere Angst. Nicht: Du wirst niemals fallen, sondern: Du wirst nicht aus Gottes Hand fallen. Nicht: Dir wird nichts geschehen, sondern: Was immer geschieht, Gott bleibt der, der mit dir ist.

So kann die Jahreslosung 2027 zu einer geistlichen Grundhaltung werden, die weit über das einzelne Jahr hinausreicht: Ich muss die Zukunft nicht beherrschen, um ihr entgegengehen zu können. Ich muss nicht stark genug sein, um gehalten zu sein. Und ich muss meine Endlichkeit nicht verleugnen, wenn mein Leben in Gottes Treue geborgen ist.



„Fürchte dich nicht, denn ich bin mit dir.“

Vielleicht ist das nicht die Antwort auf alle Fragen. Aber es ist eine Antwort auf die tiefste aller Fragen: Bin ich allein? Die biblische Antwort lautet: Nein.

Johannes Simang

Bibelarbeit: Wie soll ein Hirte Gottes sein?

Geistliche Leitung nach 1. Timotheus 3,1–7 und 1. Petrus 5,2–3

Leitgedanke: Ein geistlicher Leiter soll nicht über Menschen herrschen, sondern ihnen dienen, sie im Glauben stärken und durch sein Leben ein Vorbild sein.

Ziel: Wir wollen erkennen, welche Eigenschaften die Bibel von einem Pfarrer erwartet und wie er seine Verantwortung gegenüber der Gemeinde wahrnehmen soll.

Einleitung: Was macht einen guten Pfarrer aus?

Was macht einen guten Pfarrer aus? Sind es seine Predigten, sein theologisches Wissen oder seine Fähigkeit, Menschen zu begeistern?

Die Bibel legt besonderen Wert auf den Charakter, die Lebensführung und den Umgang mit Menschen. In 1. Timotheus 3 beschreibt Paulus, welche Eigenschaften ein Gemeindeleiter haben soll. In 1. Petrus 5 erklärt Petrus, wie er seine Aufgabe ausüben soll.

Beide Texte ergänzen sich: Paulus beschreibt, was für ein Mensch ein geistlicher Leiter sein soll, Petrus zeigt, wie er seine Gemeinde leiten soll.

Der Charakter eines geistlichen Leiters – 1. Timotheus 3,1–7

Paulus bezeichnet die Aufgabe eines Gemeindeleiters als eine gute Aufgabe, stellt aber hohe Anforderungen an denjenigen, der sie übernimmt. Ein geistlicher Leiter soll untadelig, besonnen, gastfreundlich und lehrfähig sein. Er soll weder gewalttätig noch streitsüchtig oder geldgierig sein und einen guten Ruf haben.

Daraus ergeben sich drei Grundsätze: Ein vorbildlicher Lebenswandel

Ein Pfarrer soll nicht nur Gottes Wort verkündigen, sondern auch danach leben. Wer Vergebung predigt, sollte selbst zur Vergebung bereit sein. Das bedeutet nicht, dass ein Pfarrer vollkommen sein muss. Er sollte aber Fehler eingestehen, Verantwortung übernehmen und sich korrigieren lassen.

Ein liebevoller Umgang mit Menschen

Gastfreundschaft und Lehrfähigkeit zeigen, dass ein Pfarrer nicht nur Wissen vermitteln, sondern Menschen begleiten und im Glauben stärken soll. Dazu gehört, zuzuhören, Fragen ernst zu nehmen und anderen mit Respekt zu begegnen.

Ein verantwortungsvoller Umgang mit Macht und Geld

Paulus warnt vor Gewalt, Streitsucht und Geldliebe. Ein geistliches Amt darf nicht dazu dienen, persönliche Interessen durchzusetzen oder Menschen zu kontrollieren. Die entscheidende Frage lautet deshalb nicht nur: Was predigt ein Pfarrer? Sondern auch: Wie lebt er das, was er predigt?

Ein Hirte soll dienen, nicht herrschen – 1. Petrus 5,2–3

Petrus schreibt: „Weidet die Herde Gottes, die euch anbefohlen ist, und achtet auf sie, […] nicht als solche, die über die Gemeinde herrschen, sondern als Vorbilder der Herde."

Diese Worte enthalten drei wichtige Aussagen:

- Die Gemeinde gehört Gott.
- Ein Pfarrer ist nicht der Besitzer seiner Gemeinde. Er trägt Verantwortung für Menschen, die Gott ihm anvertraut hat. Sein Auftrag ist es, sie im Glauben zu stärken, nicht sie an seine eigene Person zu binden.
- Der Dienst soll von Herzen kommen.

Petrus warnt davor, den geistlichen Dienst aus Geldgier oder unter Zwang auszuüben. Ein Pfarrer soll bereitwillig dienen und das Wohl der Gemeinde suchen. Dazu gehört auch, die eigenen Grenzen und Erholungsbedürfnisse ernst zu nehmen.

Ein Pfarrer soll ein Vorbild sein.

Geistliche Autorität ist kein Freibrief, Menschen einzuschüchtern oder ihren Willen zu brechen. Ein Pfarrer darf lehren, ermahnen und Orientierung geben, soll dabei aber in Liebe, Wahrheit und Demut handeln. Ein geistlicher Leiter soll durch sein Leben überzeugen und nicht durch Machtausübung.

Wie ergänzen sich die beiden Bibelstellen?

Beide Texte zeigen, dass geistliche Leitung einen guten Charakter und eine dienende Haltung erfordert.

- 1. Timotheus 3,1–7: Ein Pfarrer soll besonnen, verantwortungsbewusst, gastfreundlich und nicht geldgierig sein.
- 1. Petrus 5,2–3: Ein Pfarrer soll seine Gemeinde fürsorglich leiten, freiwillig dienen und ein Vorbild sein.

Theologische Bildung und gute Predigten allein reichen nicht aus, wenn ein Pfarrer Menschen schlecht behandelt. Ebenso genügt Freundlichkeit nicht, wenn Gottes Wort nicht verantwortungsvoll gelehrt wird.

Beide Texte machen deutlich: Ein geistlicher Leiter muss sich selbst an Gottes Wort messen lassen.

Jesus Christus als Vorbild

Jesus sagt: „Ich bin der gute Hirte. Der gute Hirte lässt sein Leben für die Schafe." *(Johannes 10,11; Lutherbibel 2017)*

Jesus ist das Vorbild für jeden geistlichen Leiter. Er gebraucht seine Autorität nicht aus Selbstsucht, sondern dient den Menschen. Auch in Markus 10,42–45 erklärt er, dass seine Jünger nicht über andere herrschen, sondern dienen sollen.

Ein Pfarrer kann niemals an die Stelle Jesu treten. Aber er soll sich an ihm orientieren, Menschen mit Liebe begegnen und Verantwortung übernehmen. Die entscheidende Frage lautet: Wird in meinem Umgang mit Menschen etwas von der Haltung Jesu sichtbar?

Was bedeutet das für Pfarrer und Gemeinde?

Für Pfarrer und geistliche Leiter ergeben sich daraus konkrete Aufgaben:

- Prüfe deine Motive und suche Gottes Ehre statt persönlicher Anerkennung.
- Begegne Menschen mit Respekt und Liebe.
- Bleibe offen für berechtigte Kritik.
- Missbrauche deine Stellung nicht, um Menschen zu kontrollieren.
- Sei bereit, Fehler einzugestehen und Verantwortung zu übernehmen.

Auch Gemeindeglieder dürfen prüfen, ob die geistliche Leitung den Maßstäben der Bibel entspricht. Die Bibel fordert keine blinde Verehrung eines Pfarrers. Einschüchterung und Machtmissbrauch dürfen nicht verschwiegen werden.

Dabei sollte niemand vorschnell verurteilt werden. Fehler können geschehen. Entscheidend ist auch, ob jemand zur Umkehr bereit ist und Verantwortung übernimmt.

Fragen zur Vertiefung

1. Welche Eigenschaften aus 1. Timotheus 3 sind für einen Pfarrer besonders wichtig?
2. Was ist der Unterschied zwischen geistlicher Autorität und Herrschsucht?

3. Wie kann ein Pfarrer seine Gemeinde leiten, ohne über Menschen zu herrschen?
4. Wie sollte ein Pfarrer mit Kritik und Konflikten umgehen?
5. Was können wir selbst aus diesen Bibelstellen lernen?

Schlussgedanke: Ein Hirte nach Gottes Herzen

1. Timotheus 3,1–7 und 1. Petrus 5,2–3 zeigen, dass geistliche Leitung eine große Verantwortung ist. Ein Pfarrer soll Gottes Wort treu verkündigen, vorbildlich leben und seine Gemeinde liebevoll begleiten. Er soll seine Stellung nicht missbrauchen, sondern dienen und ein Vorbild sein.

Kein Pfarrer ist vollkommen. Auch er braucht Gottes Gnade, Vergebung und Korrektur. Diese Gnade hebt seine Verantwortung jedoch nicht auf, sondern ermutigt ihn, sein Leben immer wieder an Gottes Wort auszurichten. Das gilt auch alles für Pfarrerinnen.
Ein guter Hirte ist nicht einfach ein Mensch, der ein Amt innehat. Er nimmt seine Verantwortung ernst und orientiert sich an Jesus Christus.
Abschlussvers: „Nicht als solche, die über die Gemeinde herrschen, sondern als Vorbilder der Herde." *(1. Petrus 5,3)*

Abschlussgebet

Herr Jesus Christus, du bist der gute Hirte. Schenke unseren Pfarrern und geistlichen Leitern / Leiterinnen Weisheit, Liebe und Demut. Bewahre sie vor Stolz, Geldgier und dem Missbrauch ihrer Verantwortung. Hilf ihnen, dein Wort treu zu verkündigen und durch ihr Leben ein Vorbild zu sein.
Schenke unseren Gemeinden Weisheit, Zusammenhalt und Liebe. Hilf uns, einander zu dienen und an deinem Wort festzuhalten.
Lass uns alle lernen, nicht über andere zu herrschen, sondern in der Haltung Jesu zu leben. **Amen.**



Kurzer kirchengeschichtlicher Abriss: Vom biblischen Gemeindeleiter zum heutigen Pfarrer

Die Anfänge: Gemeindeleitung im Neuen Testament

In den ersten christlichen Gemeinden gab es noch keinen Pfarrer im heutigen Sinne. Die Gemeinden wurden von verschiedenen Personen geleitet, darunter Älteste (Presbyter), Aufseher (Bischöfe) und Diakone. Die Begriffe und Aufgaben waren anfangs noch nicht überall einheitlich.

In 1. Timotheus 3,1–7 werden die charakterlichen Voraussetzungen eines Gemeindeleiters beschrieben. 1. Petrus 5,2–3 betont, dass die Verantwortlichen die Gemeinde wie eine Herde Gottes fürsorglich leiten und ihr durch ihr Leben ein Vorbild sein sollen.

Im Mittelpunkt standen die Verkündigung des Evangeliums, die Lehre, das Gebet, die Feier des Abendmahls und die Fürsorge für die Gemeinde.

Die Alte Kirche (2.–5. Jahrhundert): Entstehung des kirchlichen Amtes

Mit dem Wachstum der Gemeinden entwickelten sich festere Leitungsstrukturen. Vielerorts setzte sich eine Ordnung mit Bischof (1. Stadtpfarrer / Vorsteher), Presbytern und Diakonen durch. Der Bischof leitete die Ortskirche, während Presbyter zunehmend Aufgaben in einzelnen Gemeinden übernahmen.

Mit der Ausbreitung des Christentums und seiner Anerkennung im Römischen Reich im 4. Jh. gewann die Kirche gesellschaftlich an Bedeutung. Gottesdienste, Sakramente und die geordnete Seelsorge wurden zunehmend von kirchlich beauftragten Amtsträgern verantwortet. Damit entwickelte sich allmählich das kirchliche Amt, aus dem später auch das Pfarramt hervorging.

Das Mittelalter (ca. 500–1500): Der Pfarrer als Seelsorger und Sakramentenspender

Im Mittelalter wurde die Pfarrorganisation in Europa immer weiter ausgebaut. Der Pfarrer war für eine bestimmte Pfarrgemeinde zuständig.

Zu seinen Aufgaben gehörten die Feier der Messe, die Taufe, die Beichte, die kirchliche Bestattung und die Unterweisung im christlichen Glauben.

Zugleich war die Kirche eng mit der gesellschaftlichen Ordnung verbunden. Pfarrer waren nicht nur Seelsorger, sondern häufig auch wichtige örtliche Autoritäten. Die Ausbildung und Lebensführung des Klerus entsprachen dabei nicht immer den kirchlichen Idealen.

Das Pfarramt entwickelte sich somit zu einem festen kirchlichen Beruf mit klaren Zuständigkeiten und besonderen Rechten und Pflichten.

Die Reformation (16. Jahrhundert): Der Pfarrer als Verkündiger des Wortes Gottes

Mit der Reformation veränderte sich das Verständnis des Pfarramtes grundlegend, besonders in den evangelischen Kirchen. Martin Luther betonte, dass die Bibel und die Verkündigung des Evangeliums im Zentrum des kirchlichen Lebens stehen sollten.

Der Pfarrer wurde besonders als Prediger des Wortes Gottes, Seelsorger und Lehrer des Glaubens verstanden. Anders als in der katholischen Kirche wurde in den lutherischen Kirchen das Zölibat für Pfarrer aufgehoben; Pfarrer durften heiraten.

Die Verantwortung für die Gemeinde blieb ein wesentlicher Bestandteil des Amtes. Dabei gewann auch die Frage an Bedeutung, wie Pfarrer ausgebildet, eingesetzt und kontrolliert werden sollten.

Neuzeit und Gegenwart: Der Pfarrer als Seelsorger und Gemeindeleiter

In den folgenden Jahrhunderten wurde die Ausbildung von Pfarrern zunehmend geregelt. Theologiestudium, Prüfungen und praktische Ausbildung entwickelten sich zu wichtigen Voraussetzungen für den Pfarrdienst.

Heute umfasst der Pfarrberuf zahlreiche Aufgaben: Gottesdienste und Predigten, Seelsorge, Taufen, Trauungen und Bestattungen, Religionsunterricht sowie die Leitung und Organisation kirchlicher Arbeit.

In evangelischen Kirchen arbeiten Pfarrer oft mit Kirchenvorständen oder Presbyterien zusammen. In der katholischen Kirche ist der Pfarrer in die hierarchische Ordnung der Diözese eingebunden und leitet die ihm anvertraute Pfarrei in Gemeinschaft mit dem Bischof.

Zugleich stehen Pfarrer heute vor neuen Herausforderungen: sinkende Mitgliederzahlen, gesellschaftlicher Wandel, knappe Ressourcen und die Frage, wie Menschen in unterschiedlichen Lebenssituationen erreicht und begleitet werden können.

Fazit: Was ist geblieben?

Vom biblischen Gemeindeleiter bis zum heutigen Pfarrer haben sich kirchliche Strukturen, Ausbildung und Aufgaben deutlich verändert. Geblieben ist jedoch der grundlegende Auftrag, Menschen im Glauben zu begleiten, Gottes Wort zu verkündigen und für die Gemeinde Verantwortung zu übernehmen.

Die biblischen Maßstäbe aus 1. Timotheus 3,1–7 und 1. Petrus 5,2–3 behalten deshalb ihre Bedeutung: Ein geistlicher Leiter soll charakterlich vorbildlich leben, seiner Gemeinde dienen und seine Autorität nicht zur Herrschaft über Menschen missbrauchen.

Der Pfarrberuf hat sich geschichtlich verändert – der biblische Anspruch, ein **Hirte** und **Vorbild** für die Gemeinde zu sein, bleibt bestehen.

Was erwartet eine Gemeinde vom Pfarrpersonal?

Eine Gemeinde erwartet vom Pfarrpersonal meist mehr als eine gute Predigt am Sonntag. Sie erwartet Verlässlichkeit, Präsenz, ein offenes Ohr und zugleich Orientierung. Pfarrerinnen und Pfarrer sollen Seelsorger sein, Organisatoren, Vermittler, geistliche Begleiter und manchmal auch Krisenmanager. Sie sollen nahe bei den Menschen sein, ohne sich in deren Erwartungen zu verlieren. Gerade darin liegt eine besondere Spannung des Pfarrberufs: Die Gemeinde erwartet nicht nur eine Funktion, sondern eine Persönlichkeit.

Das Pfarrpersonal soll ansprechbar sein, wenn ein Kind getauft wird, ein Paar heiratet oder ein Mensch stirbt. Es soll Freude teilen und

Trauer aushalten. Es soll die Alten besuchen, die Jugendlichen erreichen, die Ehrenamtlichen motivieren und Konflikte moderieren. Gleichzeitig soll es die Gemeinde geistlich führen, neue Ideen entwickeln und dafür sorgen, dass Kirche auch in einer sich verändernden Welt relevant bleibt.

Hinter diesen Erwartungen steht ein verständlicher Wunsch: Menschen möchten, dass Kirche nicht nur eine Institution ist, sondern ein Ort menschlicher und geistlicher Verlässlichkeit. Das Pfarrpersonal verkörpert diese Hoffnung in besonderer Weise. Deshalb werden einzelne Personen oft zum Maßstab für die ganze Kirche. Ein freundliches Gespräch kann Vertrauen schaffen; eine ausbleibende Antwort kann Enttäuschung auslösen. Wo Erwartungen hoch sind, wird die Person schnell zum Symbol.

Doch hier beginnt das Problem. Je mehr eine Gemeinde vom Pfarrpersonal erwartet, desto größer wird die Gefahr, dass aus einem Dienst eine Überforderung wird. Eine Pfarrperson kann nicht zugleich für alle Menschen jederzeit verfügbar, für jede Generation zuständig und für jeden Konflikt verantwortlich sein. Auch geistliche Begleitung setzt voraus, dass Menschen ihren eigenen Anteil an Gemeindeleben und Gemeinschaft übernehmen.

Vielleicht muss deshalb die Frage nicht nur lauten: „Was erwarten wir von unserem Pfarrpersonal?“ Sondern auch: „Was sind wir bereit, selbst zu tragen?“ Eine lebendige Gemeinde entsteht dadurch, dass Verantwortung geteilt wird.

Der Anspruch einer Gemeinde darf hoch sein. Sie darf gute Predigten, seelsorgliche Qualität, geistliche Klarheit und menschliche Zugewandtheit erwarten. Aber sie sollte nicht vergessen, dass auch Pfarrerinnen und Pfarrer Menschen sind: mit Grenzen, Unsicherheiten, eigenen Bedürfnissen und dem Gefühl, nicht immer stark sein zu müssen.

Vielleicht liegt darin ein geistlicher Gedanke: Kirche wird dort glaubwürdig, wo Menschen etwas zutrauen und füreinander zu Seelsorgern werden.

Eine Gemeinde braucht kein perfektes Pfarrpersonal. Sie braucht Menschen, die gemeinsam Verantwortung übernehmen – und die verstehen, dass geistliche Gemeinschaft nicht darin besteht, einen Menschen zum Mittelpunkt aller Erwartungen zu machen, sondern miteinander nach dem zu suchen, was trägt. Johannes Simang

Voraussetzungen für Menschen zum Studium der Theologie und tatsächliche Ausbildung? - Der Weg in den Pfarrberuf

Wer Pfarrerin oder Pfarrer werden möchte, braucht mehr als ein Abitur und die Bereitschaft, ein Studium aufzunehmen. Der Pfarrberuf verbindet wissenschaftliche Bildung, geistliche Verantwortung, persönliche Reife und die Fähigkeit, mit Menschen in sehr unterschiedlichen Lebenssituationen umzugehen. Er ist deshalb kein Beruf, den man allein aufgrund bestimmter Begabungen ergreift. Es braucht vielmehr die Bereitschaft, sich selbst immer wieder infrage zu stellen und zugleich Verantwortung für andere zu übernehmen.

Eine wichtige Voraussetzung ist zunächst die Freude am Denken und am Lernen. Das Theologiestudium ist kein reines Studium persönlicher Frömmigkeit. Es führt in die Geschichte, Sprache und Gedankenwelt des Christentums ein und verlangt die Auseinandersetzung mit Texten, die über Jahrhunderte hinweg Menschen geprägt haben. Wer Theologie studiert, muss deshalb bereit sein, Fragen auszuhalten, auf die es keine einfachen Antworten gibt. Dazu gehören ebenso intellektuelle Neugier und Kritikfähigkeit wie die Fähigkeit, mit Ambivalenzen zu leben.

Hinzu kommt eine bestimmte menschliche Grundhaltung. Wer Pfarrer / Pfarrerin werden möchte, sollte Interesse an Menschen haben. Seelsorge setzt die Fähigkeit voraus, zuzuhören, ohne sofort zu urteilen oder Lösungen anbieten zu müssen. Im Pfarrberuf begegnen einem Menschen in sehr unterschiedlichen Situationen: bei Geburt und Taufe, in der Liebe, im Scheitern, in Krankheit, Einsamkeit und Tod. Dafür braucht es Empathie, Verschwiegenheit und die Fähigkeit, auch schwierige Gefühle auszuhalten.

Das Studium vermittelt dafür zunächst die wissenschaftlichen Grundlagen. In der Regel gehören dazu die biblischen Sprachen Hebräisch, Griechisch und latein, die Auseinandersetzung mit dem Alten und Neuen Testament, Kirchengeschichte, Systematische Theologie und Praktische Theologie. Dazu kommen Fragen der Ethik, Religionswissenschaft und häufig auch

Philosophie. Der Mensch lernt, biblische Texte in ihrem historischen Zusammenhang zu verstehen, theologische Positionen kritisch zu prüfen und die Entwicklung des Christentums zu kennen. Er lernt also nicht einfach, was er glauben soll, sondern auch, wie Glauben begründet, ausgelegt und verantwortet werden kann.

Gerade darin liegt eine Besonderheit des Theologiestudiums: Es verbindet Wissen und persönliche Existenz. Wer über Gott, Schuld, Freiheit, Hoffnung, Leid und Tod nachdenkt, beschäftigt sich zwangsläufig auch mit den eigenen Überzeugungen. Das Studium kann den Glauben vertiefen, aber ebenso Zweifel hervorrufen. Beides ist kein Widerspruch. Vielleicht gehört es sogar zu einer guten theologischen Ausbildung, zu lernen, dass ein tragfähiger Glaube nicht dadurch entsteht, dass alle Fragen verschwinden.

Nach dem Studium folgt mit dem Vikariat eine andere Form des Lernens. Was zuvor wissenschaftlich betrachtet wurde, wird nun praktisch und als Praxis reflektiert. Angehende Pfarrer / Pfarrerinnen lernen, Gottesdienste zu gestalten und zu halten, zu predigen, Menschen seelsorglich zu begleiten, inklusive der Beachtung der Grenzen der Seelsorge, Unterricht zu erteilen und kirchliche Gruppen und Veranstaltungen zu organisieren. Gleichzeitig geht es um die vielen unsichtbaren Seiten des Berufs: Gespräche führen, Konflikte moderieren, Sitzungen leiten, Verwaltungsaufgaben erledigen und sich in die Strukturen einer Gemeinde einfinden.

Das Vikariat ist deshalb mehr als ein Praktikum. Es ist die Erfahrung, dass eine Gemeinde kein theoretisches Gebilde ist, sondern aus konkreten Menschen besteht. Manche kommen regelmäßig zum Gottesdienst, andere nur zur Taufe oder zur Beerdigung. Manche erwarten Nähe, andere Distanz. Manche suchen Antworten, andere möchten zunächst überhaupt nur gehört werden. Angehende Pfarrer /Pfarrerinnen lernen, dass dieselbe theologische Überzeugung je nach Situation eine andere Anprache braucht.

Dabei wird auch etwas über die eigenen Grenzen gelernt. Nicht jedes Problem lässt sich lösen, nicht jede Erwartung erfüllen und nicht jeder Konflikt vermeiden. Ein Pfarrer muss lernen, verantwortlich zu handeln, ohne die Verantwortung

für das ganze Leben anderer Menschen zu übernehmen. Das ist vielleicht eine der schwierigsten Lektionen des Berufs: für Menschen da zu sein, ohne sich selbst an die Stelle Gottes, der Familie oder der Gemeinschaft zu setzen.

Am Ende dieses Ausbildungsweges steht deshalb idealerweise nicht der perfekte Pfarrer und auch nicht die perfekte Pfarrerin. Es steht ein Mensch, der gelernt hat, mit Wissen, Glauben, Zweifel und Verantwortung umzugehen. Ein Mensch, der predigen kann, ohne alles erklären zu müssen; der zuhören kann, ohne jede Antwort zu besitzen; der führen kann, ohne sich selbst zum Mittelpunkt zu machen. Jede und jeder weiß aber auch, dass ihm die Ausbildung viel schuldig geblieben ist. Das lehrt das Leben in den Gemeinden.

Der Pfarrberuf verlangt letztlich zweierlei: die Fähigkeit, über die großen Fragen des Lebens nachzudenken, und die Bereitschaft, sich den kleinen und konkreten Fragen des Alltags zu stellen. Zwischen Universität und Gemeinde, zwischen Bibel und Küchentisch, zwischen theologischer Reflexion und menschlicher Begegnung entsteht erst das eigentliche Handwerk des Pfarrberufs. Und vielleicht ist genau *das* die besondere Herausforderung: Man muss lernen, über das Heilige zu sprechen, ohne den Menschen aus dem Blick zu verlieren, für die dieses Heilige Bedeutung gewinnen soll und oft auch hat.

Wie passt das mit den Ansprüchen von Gemeinden zusammen?

Wer Pfarrerin oder Pfarrer wird, durchläuft also eine lange und anspruchsvolle Ausbildung. Im Studium geht es um Bibel und Theologie, Geschichte und Ethik, Sprache und Philosophie. Im Vikariat kommen Predigt, Gottesdienst, Seelsorge, Unterricht und Gemeindearbeit hinzu. Am Ende soll ein Mensch nicht nur theologisch gebildet sein, sondern auch Menschen begleiten, Verantwortung übernehmen und eine Gemeinde geistlich gestalten können.

Und doch beginnt mit dem Eintritt in den Pfarrberuf eine eigentümliche Verschiebung: Aus der Frage „Was hat eine ausgebildete Pfarrperson zu tun?“ wird schnell die Frage: „Was soll unsere Pfarrperson für uns tun?“ Die Erwartungen

einer Gemeinde sind dabei verständlich – und zugleich nahezu grenzenlos. Die Pfarrperson soll gute Predigten halten, aber auch Zeit für persönliche Gespräche haben. Sie soll die Gemeinde zusammenhalten, Konflikte lösen, neue Menschen gewinnen und Traditionen bewahren. Sie soll Kinder und Jugendliche erreichen, ältere Menschen besuchen, Ehrenamtliche motivieren und Sitzungen souverän leiten. Sie soll modern sein, aber nicht zu modern; verlässlich, aber flexibel; nahbar, aber professionell. Und möglichst soll sie jedem Menschen das Gefühl vermitteln, persönlich gemeint zu sein.

Hier entsteht eine Spannung, die nicht einfach durch bessere Organisation gelöst werden kann. Denn der Pfarrberuf ist ein Beruf, in dem fachliche Kompetenz und persönliche Beziehung eng miteinander verbunden sind. Ein Handwerker kann eine Aufgabe erledigen und danach nach Hause gehen. Von einer Pfarrperson wird dagegen oft erwartet, dass sie nicht nur etwas tut, sondern in gewisser Weise *da* ist. Ihre Person wird Teil der Gemeinde.

Gerade deshalb kann eine Pfarrperson leicht zum Projektionspunkt für Wünsche werden. Die Gemeinde sieht in ihr nicht nur die ausgebildete Fachkraft, sondern auch die Hoffnung auf eine lebendige Kirche, auf Pflege der Gemeinschaft, auf geistliche Orientierung je nach Bedarf und manchmal sogar auf persönliche Anerkennung. Wenn diese Hoffnungen enttäuscht werden, richtet sich die Enttäuschung schnell gegen den Menschen, der sie verkörpert.

Das ist besonders bemerkenswert, weil die Ausbildung etwas anderes vermittelt: Sie lehrt nicht, alle Erwartungen zu erfüllen. Sie lehrt vielmehr, Verantwortung zu unterscheiden. Seelsorge bedeutet nicht, jedes Problem zu lösen. Führung bedeutet nicht, alles selbst zu tun. Theologie bedeutet nicht, auf jede Frage eine fertige Antwort zu besitzen. Und Nähe bedeutet nicht, jederzeit verfügbar zu sein.

Vielleicht liegt hier eine der wichtigsten Aufgaben für Gemeinden: Sie müssen lernen, zwischen Anspruch und Überbeanspruchung zu unterscheiden. Eine Gemeinde darf von ihrem Pfarrpersonal Professionalität bei der Verkündigung, Verlässlichkeit in der Seelsorge, theologische Kompetenz in religiösen Fragen und menschliche Zugewandtheit erwarten. Sie darf auch

erwarten, dass eine Pfarrperson Verantwortung für sein / ihr Handeln übernimmt. Aber sie kann nicht erwarten, dass ein einzelner Mensch all das ersetzt, was eine Gemeinschaft selbst leisten muss.

Denn eine Gemeinde ist keine Bühne, auf der eine Pfarrperson das kirchliche Leben für alle anderen aufführt. Sie ist eine Gemeinschaft, in der Verantwortung geteilt werden sollte. Wer von der Pfarrperson erwartet, dass sie alle Menschen zusammenführt, sollte sich fragen, welchen Beitrag er selbst dazu leistet. Wer mehr Jugendarbeit fordert, muss sich fragen lassen, wer bereit ist, Jugendliche zu begleiten. Wer Gemeinschaft vermisst, kann nicht allein auf die Seelsorgenden warten.



Vielleicht ist das die eigentliche Herausforderung des modernen Pfarrberufs: Nicht die Diskrepanz zwischen Ausbildung und Erwartungen, sondern die Vorstellung, eine einzelne Person könne die Erwartungen einer ganzen Gemeinschaft verkörpern und erfüllen.

Gemeinden wünschen sich Pfarrfamilien. Dann muss sie aber auch der Familie den Raum lassen, ‚ihre' Gemeinschaft ‚zu leben'.

Und was bedeutet es, wenn ein Bischof (Bischof Meister von Hannover) fordert: „Ich wünsche mit Pfarrpersonen, die theologisch arbeiten, aber keine Generalisten, die über die Buchhaltung, Immobilien- und Baugeschichten in den Gemeinden für diakonische Dinge wie Gemeindebesuche keine Zeit mehr haben.

Eine gute Pfarrperson ist deshalb nicht diejenige, die alles kann und für alle da ist. Es ist vielmehr diejenige, die ihre Ausbildung, ihre Persönlichkeit und ihre Grenzen kennt – und die Gemeinde dazu befähigt, selbst Kirche zu sein.

Denn am Ende braucht eine Gemeinde nicht einen Menschen, der alles für sie tut. Sie braucht Menschen, die gemeinsam Verantwortung übernehmen. Das Pfarramt kann dabei Orientierung geben, Räume öffnen und Menschen verbinden. Aber Gemeinde wird erst dort lebendig, wo aus dem Anspruch an die Pfarrperson ein gemeinsames „Wir" wird. J. Simang

Fiat pastor, ut grex valeat

Was für Pfarrer / Pfarrerinnen braucht die Gemeinde

In der evangelischen Kirche laufen – entgegen ihrem Selbstverständnis – nahezu alle Fäden auf den Pfarrer (im kirchlichen Neusprech auch *Pfarr-Person*) zu. Diese Pfarrerzentrierung bringt sowohl den Pfarrer wie auch die Gemeinden in große Not. Der Pfarrer muss daher seine zentrale Position in Kirche und Gemeinde nutzen, um eben diese zentrale Position *aufzulösen*. Nur wer sich entbehrlich macht, ist wirklich unentbehrlich. Im Neuen Testament werden die Gemeinden nicht von Pfarrern, sondern von wechselseitig aufeinander einwirkenden Personen geführt. Pfarrer kommen in der Bibel gar nicht vor, Pastoren (Hirten) versorgen dort die (Haus-) Gemeinden. Pfarrer müssen also die Grundsatzentscheidung treffen, ob sie für alle oder das Ganze da sein wollen. Die Formel der Zukunft lautet: Der Pfarrer ist Hirte für die Mitarbeiter, die Mitarbeiter sind Hirten für die Gemeinde, mit dem klaren Ziel, Menschen zum Glauben einzuladen, ja zu bekehren. Es gibt also keine einzige Aufgabe, die alleinige Domäne des Pfarrers wäre, wo er nicht den Auftrag hätte, ehrenamtliche Gemeindeglieder zu befähigen. Einen guten Pfarrer erkennt man an der Mündigkeit seiner Gemeinde! Die Erneuerung der Gemeinde hängt demnach stark von der geistlichen Erneuerung des Pfarrers selbst ab. An der Spiritualität des Pfarrers hängt nicht nur sein persönliches geistliches Leben, sondern das der ganzen Gemeinde. Denn nicht durch Glauben oder Gelehrsamkeit, erst durch die skizzierte göttliche Liebe wird er eins mit Christus, dem *pastor bonus* (guten Hirten).

Andreas Fuhrmeister (Klaus Douglass und Thomas von Aquin)

Termine!!!

Die **LVT** (Landesvertretertagung) findet am **28.Nov.2026** von 11-16 Uhr voraussichtlich im AKD statt. Hierzu ergehen noch separate Einladungen an alle Vertreter der Kirchenkreise.

Die Männerrüste der Männerarbeit der EKBO findet vom **22.-24.1.2027** in **Woltersdorf** statt. Harro Lucht soll als Gast und als Zeitzeuge aus der Zeit der DDR eingeladen werden, um unseren Erinnerungen auf die Sprünge zu helfen. Es gibt natürlich auch wieder eine Bibelstunde und ein freies Gebet neben den Morgen und Abendandachten. Wir treffen uns wieder ab 14 Uhr am Freitag. Es geht noch eine gesonderte Einladung an alle Männer.

Landesmännergottesdienst in Wustermark 31.10.2026 16 Uhr
(Friedrich-Rumpf-Str. 11 14641 Wustermark - Telefon: 033234 - 60276) - RE 4

Landesmännersonntag 2026

Liebe Männer und Leiter der Männerkreise. Wenn wir den Landesmännergottesdienst dieses Jahr am Reformationstag in Wustermark feiern, hat das mit der Tradition des dortigen Männerkreises zu tun. Ihr könnt natürlich Männergottesdienste am 3. So. im Oktober in Euren Gemeinden feiern. Wir würden uns freuen, wenn wir im nächsten Mann im Spiegel davon lesen können. So wünschen wir Euch gute, segensreiche Vorbereitungen. Euer Johannes



Ort des Landesmännersonntags am 31.10.2026 16 Uhr (Foto: J.S.)

Nachrichten aus der Leitung:

Silvio Hermann-Elsemüller ist aus familiären Gründen von seinem Amt nach 15 Jahren ehrenamtlicher Tätigkeit als Landesobmann zurückgetreten. Wir werden uns also Gedanken machen, wie es weitergeht. Dies erst einmal als erste Reaktion. Wir sehen Silvio noch bei der LVT und der Männerrüste in

Woltersdorf. Es wird im nächsten MiS sicher viele Abschiedsworte geben und vom Männerrat auch eine Orientierung für die nächste zeit unserer Arbeit.

Männertag Berlin/Brandenburg der ev. Freien Gemeinden

Termin 14.11.2026 10:00 - 17:00 Uhr
Thema „Vom Versagen zur Veränderung"
Ort: EFG Oberkrämer, Lindenallee 65, 16727 Oberkrämer
(Teilnahme kostenfrei um Spenden wird gebeten.)

Männerspaziergang durch das ehemalige Olympische Dorf in Elstal



Mit zwölf Männern machten wir uns gemeinsam mit Rüdiger Vogel auf den Weg durch das ehemalige Olympische Dorf von 1936 in Elstal. Während unseres geführten Spaziergangs tauchten wir in die Geschichte dieses besonderen Ortes ein. Der Vorsitzende des Geschichtsvereins erzählte uns von den damaligen Ereignissen, vom Leben der männlichen Sportler und von der wechselvollen Geschichte des Dorfes (Die Frauen wohnten in Berlin).



Zwischen den historischen Gebäuden, die zwischen einer neuen Siedlung liegen. wurde deutlich, wie eng sportliche Höchstleistungen, politische Inszenierung und die Geschichte unserer Zeit miteinander verbunden sind. Wir hatten Gelegenheit, Fragen zu stellen, miteinander ins Gespräch zu kommen und unsere Eindrücke zu teilen. Der Spaziergang war nicht nur eine Reise in die Vergangenheit, sondern auch eine Gelegenheit, als Männergemeinschaft gemeinsam unterwegs zu sein, zuzuhören und nachzudenken. Mit vielen neuen Eindrücken und Denkanstößen saßen wir noch in einem Eisenbahnwagen, um uns dann auf den Heimweg zu machen.
Danke Rüdiger, für den schönen Tag. J.S.

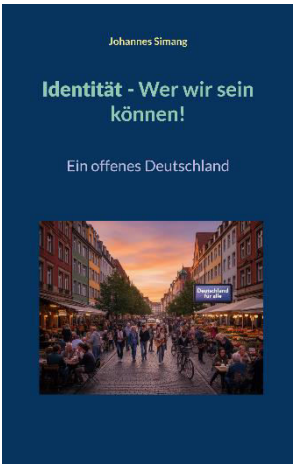


Die Bilder sind von Rüdiger und Wolfgang Leder.

Die Bücherkiste



Johannes Kagerer schreibt **„Unterwegs um anzukommen"** als ein literarisches Memoir: sieben Jahre unterwegs, von München über St. Gallen bis nach Bangkok, und mittendrin die Frage, wie Sanftmut und Selbstbestimmung in ein Männerleben finden. Kein Ratgeber, sondern eine erzählte Erfahrung.



Wenn wir heute über **Identität** sprechen, hören wir nur das AFD-Geraune. Identität ist aber mehr. Wir alle fühlen uns als Deutsche, aber schon vor 100 Jahren lebten Menschen in Deutschland, die in ihrem Leben erst zugezogen sind, Allein in Berlin waren es fast 50% - trotzdem alles Berliner. Was wir von der Identität von Rechtspopulisten hören, ist nicht einmal die halbe Wahrheit. Lasst uns sein, was wir sind: Menschen mit einer Identität, die Toleranz und Gerechtigkeitsempfinden, Empathie und Wertschätzung der mit uns lebenden Menschen umfasst.

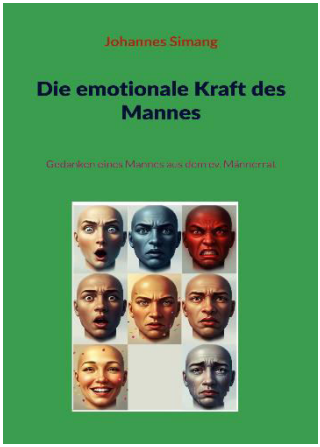


Der Titel sagt eiegntlich alles: Toleranz ist eine Sprache der Menschlichkeit. Das Buch handelt von Respekt, Würde und die Kunst des Dialogs, der Verletzungen zu vermeiden sucht. Es geht um ein zusammenleben, dass uns alle stärkt.

Erinnerung ist das Suchen der Seele. Im Dreißigjährigen Krieg muss ein junger Mann sein Studium aufgeben. Um nicht eingezogen zu werden, meidet er Städte. Er überlebt in einem Dorf. Staaken – ein Kämmerei-Dorf von Spandow, wie es früher hieß. Er



findet Arbeit als Schweinehirt. Als einziger im Dorf, der lesen und schreiben konnte, unterrichtete er die Dorfkinder im Schweinestall. Nach Jahrzehnten war er gar Dorfschulze und wohnte im Schulzenhaus. Er blieb immer der, der er war, einer, der seine Seele suchte … und am Ende von seinen Erinnerungen lebte. Den Mann gab es übrigens wirklich, wie Chroniken berichten.



Ein **Männerbuch**. 40 Jahre war ich mit Achim Kratz befreundet. Wir haben in den letzten Jahren viel miteinander gesprochen und einander gemailt. Er kommt in vielen meiner Bücher vor … und hatte auch Freude daran. Dieses Buch ist ihm gewidmet. Es sind seine Gedanken, wenn auch von mir formuliert. Er war eine wichtige Stimme unseres Männerrats.



Wieder einmal ein **Buch über das Gendern**. ‚Von der Freude an der Uneindeutigkeit' ist ein Buch über Sinn und Unsinn des Genderns. Allerdings in Anekdoten erzählt es, was Männern und Frauen gerecht wird. Kirche und Gesellschaft finden nicht das rechte Maß, mit den Menschen gemäß Genderansprüchen umzugehen. Anekdoten erzählen, wie es Frauen geht und warum sich Männer oft aber auch gar nicht erst bewerben. Der Titel weist aber auch darauf, wie die ‚Sternchen-Stotterei' unsere Sprache verhunzt und Menschen in Unklarheit darüber lässt, wie man seine Mitmenschen ansprechen kann. Ganz davon abgesehen, dass es für künftige Mitmenschen, die zu uns ziehen, unmöglich wird, unsere Sprache zu lernen.

Kurzkrimi: Fall ist Fall

Kommissar Vogel wurde an einem Dienstagmorgen in eine kleine evangelische Gemeinde gerufen. „Wir haben ein Problem“, sagte die Vorsitzende des Gemeindekirchenrates. „Welches?“ „Uns fehlt eine Pfarrperson.“ Vogel sah sich um. Die Kirche war offen, das Pfarrhaus stand nebenan, die Kanzel war da, die Bibel lag aufgeschlagen auf dem Altar. Nur: eine Pfarrperson war tatsächlich nirgends zu sehen. „Wann wurde sie zuletzt gesehen?“ Schweigen.

„Das ist ja gerade das Problem“, sagte jemand. „Wir sind uns nicht einmal einig, was für eine Pfarrperson wir suchen.“ Nun wurde Vogel hellhörig. Es war keine Vermisstenmeldung, sondern sie fanden keinen Pfarrer. Und das hatte Gründe: Die einen wollten eine Pfarrperson, die gut predigen konnte. Andere wollten jemanden, der vor allem zuhören konnte. Eine Gruppe verlangte „mehr geistliches Profil“. Eine andere „mehr Bodenhaftung“. Jemand sagte: „Sie muss modern sein!“ Darauf eine ältere Dame: „Nein, zuverlässig!“

„Und was hat das mit mir zu tun?“, fragte Vogel. Die Vorsitzende seufzte. „Wir dachten: Fall ist Fall. Wenn wir schon einen Kommissar haben, dann soll er den Fall lösen.“ Vogel nahm seinen Hut ab. „Gut. Dann behandeln wir die Pfarrperson wie einen Fall.“ Er ging zur Kanzel. „Wer ist der Nominativ?“ Niemand antwortete. „Wer ist der Akkusativ? Wen sucht ihr?“ „Die Pfarrperson“, sagte die Vorsitzende. „Und was ist der Dativ? Wem soll sie dienen?“ Jetzt wurde es still. Vogel schrieb vier Wörter auf ein Blatt: Wer? Wen? Wem? Wessen?

„Ihr sucht eine Pfarrperson“, sagte er, „aber ihr habt bisher nur beschrieben, was ihr von ihr wollt. Keiner hat gefragt, wem sie eigentlich anvertraut sein soll.“ Er drehte sich zur Gemeinde.

„Und deshalb fehlt euch nicht eine Pfarrperson.“ „Sondern?“ „Der Fall.“ „Welcher Fall?“ Vogel lächelte. „Der, in dem ihr euch gerade befindet.“ Da verstand es die Vorsitzende zuerst. Sie hatten jahrelang versucht, die perfekte Pfarrperson zu finden: Predigerin, Seelsorger, Organisatorin, Theologe, Gemeindeentwicklerin, Jugendbeauftragter, Krisenmanager. Aber sie hatten dabei die eigentliche Frage vergessen:

Was braucht diese Gemeinde?

Am nächsten Sonntag stand auf dem Gemeindebrief: Gesucht: keine perfekte Pfarrperson. Gesucht: jemand, der mit uns herausfindet, was wir brauchen. Vogel bekam zum Abschied Kaffee und Kuchen. „Also haben Sie den Fall gelöst", sagte die Vorsitzende. „Nein", sagte Vogel und nahm einen zweiten Keks. „Ihr habt ihn gelöst." „Aber Sie haben doch gesagt: Fall ist Fall." Vogel setzte seinen Hut auf. „Eben. Und jeder Fall verlangt seinen eigenen Fall."

Seitdem erzählt man sich in der Gemeinde, Kommissar Vogel habe die einzige Pfarrperson gefunden, die man dort tatsächlich brauchte: **die Frage nach der richtigen.**

Am nächsten Sonntag stand im Gemeindebrief: *Gesucht: Ein Pfarrer, der mit uns herausfindet, was wir brauchen, was uns trägt und wie wir gemeinsam Gemeinde sein können.*

Und diesmal geschah etwas Erstaunliches: Die Gemeinde hörte auf, endlos Wunschlisten zu schreiben. Stattdessen setzte sie sich zusammen und überlegte, was ihr wirklich wichtig war. Sie sprach über ihren Glauben, ihre Sorgen, ihre Hoffnungen und darüber, was sie gemeinsam bewegen wollte.

Einige Wochen später meldete sich ein Pfarrer, der sich für die freie Stelle interessierte. Er war ein ordentlicher Prediger, kein begnadeter Organisator und auch kein Zauberer, der alle Probleme auf einmal lösen konnte. Aber er konnte zuhören, stellte gute Fragen, hatte Freude an der Arbeit mit Menschen und wollte mit der Gemeinde gemeinsam nach Gottes Spuren im Alltag suchen.

Beim Vorstellungsgottesdienst predigte er über die Frage, die Kommissar Vogel der Gemeinde gestellt hatte: „Wem soll ich dienen?" Und während er predigte, merkten die Menschen: Dieser Pfarrer hatte verstanden, worum es ihnen ging. Und sie begannen zu ahnen, worauf es ihm ankam. Einige Wochen später wurde er gewählt.

Als Kommissar Vogel davon erfuhr, kam er noch einmal in die Gemeinde. Diesmal warteten Kaffee und Kuchen auf ihn. „Also haben Sie den Fall gelöst", sagte die Vorsitzende. Vogel nahm einen Keks. „Nein, meine Liebe. Ich habe nur die richtigen Fragen gestellt. Den Rest haben Sie selbst erledigt." „Aber Sie haben doch gesagt: Fall ist Fall!" Vogel setzte seinen Hut

auf und lächelte. „Eben. Und jeder Fall verlangt seinen eigenen Fall.“ Die Vorsitzende lachte. „Und was ist nun aus unserem Fall geworden?“ Vogel blickte zur Kanzel. „Der Fall ist abgeschlossen. Die Gemeinde hat einen neuen Pfarrer. Und der darf jetzt gemeinsam mit Ihnen herausfinden, welche Fälle das Leben noch für Sie bereithält.“

Seitdem erzählt man sich in der Gemeinde, Kommissar Vogel habe den richtigen Mann gefunden – nicht, weil er einen perfekten Pfarrer gesucht, sondern weil er der Gemeinde geholfen hatte, die richtigen Fragen zu stellen.

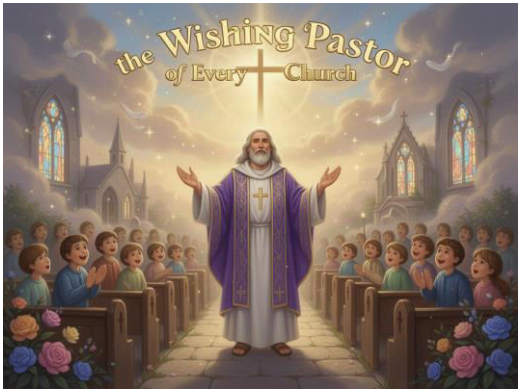
Wie immer ist auf Kommissar Vogel Verlass! Liebe Männer, … aber das wisst ihr ja. Johannes Simang

Impressum und Bildnachweis

Der „Mann im Spiegel“ wird von der Männerarbeit der EKBO erstellt und erscheint quartalsweise. Er wird als kostenlose Broschüre oder PDF an Interessenten versendet.
Die aktuelle Ausgabe kann auch von der Internetseite heruntergeladen werden.
Kontakt: maennerarbeit@akd-ekbo.de; Auflage: nach Bedarf
Redaktion: Männerrat; Christian Seefried; Layout: Johannes Simang
Männerarbeit im Internet: http://www.akd-ekbo.de/maennerarbeit/Gedruckt im AKD

Redaktionsschluss: Ausgabe Okt’26 bis Jan.‘27ist der 12. Jan 2027.

Bilder, die nicht ausdrücklich gekennzeichnet wurden, besitzen eine sogenannte Creative Commons Lizenz (CC0), die eine freie kommerzielle Nutzung ohne Bildnachweis erlauben - gefunden auf Pixabay.
*Titelfoto: KI-generiert und Wustermarker Kirche (*Foto Joh. Simang > *gemeinfrei).*
Alle anderen Bilder dieser Ausgabe wurden mit per KI erstellt. © Johannes Simang



Sprengel Berlin	
Sprengelbeauftragter: Andreas Fuhrmeister	030/7817383, 0151/15845374 andreas-fuhrmeister@t-online.de
Ralph Schöne	030/78957857 ralph_schoene@web.de
Wolfgang Leder	0173/2143197 janneleder@aol.com
Sprengel Görlitz	
Sprengelbeauftragter: Eckhard Heinrich	035325/18350, 0157/71716595 eckhard.heinrich@gruhno.de
Sprengel Potsdam	
Sprengelbeauftragter: Jens Greulich	03385/516895, 0177/6336443 pfarrer-greulich@web.de
Rüdiger Vogel	0152/56124130 ruediger-falkensee@web.de
Landesvertretungen	
Landesbeauftragter: Johannes Simang	030/3191 282, 030 33878545 j.simang@akd-ekbo.de
Landesobmann: Silvio Hermann-Elsemüller	0173/5351543 s.hermann-elsemueller@akd-ekbo.de
Öffentlichkeitsbeauftragter: Christian Seefried	christian.seefried@gemeinsam.ekbo.de
MA Büro der Männerarbeit AKD Goethestr. 26-30, 10625 Berlin	030/3191 282 maennerarbeit@akd-ekbo.de
Männerarbeit im Internet: http://www.akd-ekbo.de/maennerarbeit/	
Konsistorium - Abt. Kirchliches Leben Oberkonsistorialrat Dr. Clemens W. Bethge	030/24344 275 c.bethge@ekbo.de

Hoffnungsgeschichte

Ein Licht im Fenster

In einer kleinen Gemeinde war die Pfarrstelle schon eine ganze Weile unbesetzt. Viele fragten sich: Wie soll es weitergehen? Wer wird künftig die Gottesdienste feiern, die Menschen begleiten, Kinder taufen und mit ihnen lachen und weinen? Wird sich jemand finden, der mit uns Glauben und Leben teilt? Müssen wir weiter mit einer abgehetzten Vertretung leben?

Eines Abends traf sich der Männerkreis. Zunächst wurde viel über die schwierige Situation gesprochen. Doch dann sagte einer: „Wir können nicht einfach warten, bis jemand kommt. Wir sind doch selbst Gemeinde. Was können wir tun?“ - Dieser Satz blieb im Raum stehen. Und aus dem Reden wurde Handeln. Einer kümmerte sich um den Garten rund um die Kirche, ein anderer half bei Gemeindeveranstaltungen, ein dritter lud Menschen zum Gespräch ein. Sie wollten zeigen: Hier ist eine lebendige Gemeinde. Hier gibt es Menschen, die zusammenhalten, füreinander da sind und ihren Glauben leben. Bald spürten auch andere: Da bewegt sich etwas. Menschen kamen wieder miteinander ins Gespräch. Neue Ideen entstanden. Und die Hoffnung wuchs, dass Gott schon Wege bereitet, die heute noch niemand sehen kann.

Eines Tages sagte einer aus dem Männerkreis: „Vielleicht suchen wir nicht nur einen Pfarrer oder eine Pfarrerin. Vielleicht werden wir gerade selbst daran erinnert, was es heißt, Kirche zu sein.“

Und tatsächlich: Die offene Pfarrstelle war noch immer offen. Aber die Gemeinde war nicht stehen geblieben. Sie hatte entdeckt, dass sie auch in der Zeit des Wartens nicht allein war.



Denn Hoffnung bedeutet nicht, dass wir schon wissen, wie alles ausgehen wird. Hoffnung bedeutet, dass wir den nächsten Schritt wagen, einander Mut machen und darauf vertrauen, dass Gott mit uns unterwegs ist. Und vielleicht brennt gerade dann ein Licht besonders hell, wenn wir gemeinsam dafür sorgen, dass es nicht erlischt. J.S.